

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 5.

Berlin, Sonnabend den 11. Januar

1845.

### England.

#### Ein neues Werk von Boz.

Wie vor einem Jahre den Weihnachten, hat Dickens nun den Jahreswechsel zu einer Gelegenheitschrift benutzt, die in einem halb phantastischen, halb launigen Tone gehalten ist und gleich seinen früheren Produkten unter scherzhaftem Gewande einen philanthropischen Zweck verbirgt. Er nennt dieses neue Werk: Das „Glockenspiel, eine Koboldsgeschichte von einigen Glocken, die das alte Jahr aus- und das neue einläuteten.“ Dem Glockenspiel (chimes, franz. carillon) der englischen und besonders der Londoner Kirchen ist von jeher in den altenglischen Volksliedern und Sagen eine gewisse mythische Bedeutung zugeschrieben worden, und man hat seinen Tönen oft gewisse Worte untergelegt, die man darin zu hören glaubte. In England kennt Jedermann die Geschichte des armen Whittington, der, vom Schicksal gemißhandelt, im Begriff steht, London zu verlassen, als er plötzlich den Ton des Bow-Bell vernimmt — jener berühmten Glocke (der Kirche St. Mary-le-Bow in Cheapside), deren mächtiger Schall über ganz London ertönt, so daß der Ausdruck: born within the sound of Bow-Bell, so viel als: in London geboren, heißt. Durch die Töne betroffen, horcht er näher auf sie und findet, daß sie ihm ganz deutlich die Worte:

Turn again, Whittington!  
Thrice Mayor of London town\*)

zurufen; er kehrt um, das Glück wird ihm günstig, Alles gelingt ihm, und er stirbt als Sir Richard Whittington und Lord-Mayor von London. Eben so hat man Lieder, worin sich die Hauptkirchen London's zusammen unterhalten und die Melodie in einer Nachahmung ihres Glockenspiels besiebt. Wie gern der Volksglaube noch einige Bedeutung an diese Glocken knüpft, beweist der Umstand, daß, als vor einigen Jahren die Londoner Börse abbrannte, man mit vielem Interesse die Thatsache hervorhob, daß die chimes derselben zuletzt noch die Melodie des alten schottischen Liedes: There is no luck about the house (Es ist kein Glück im Hause!) spielten und dann mit dem Thurm zusammenschürzten.\*\*)

Unsere Leser werden aus dieser Vorerinnerung entnehmen können, daß Boz zu seiner neuen „Geistergeschichte“ ein eben so populäres Thema erwählt hat, als früher in dem Christmas Carol. Der Held dieser Erzählung ist Tobias oder Trotty Bed, ein Londoner ticket-porter oder, wie man in Berlin sagen würde, ein Eckensteher. „Man nannte ihn Trotty (Traber) wegen seines Ganges, der Schnelligkeit beabsichtigte, wenn er sie auch nicht erreichte. Er hätte vielleicht rascher gehen können; das ist sogar höchst wahrscheinlich; aber nimm ihm seinen Trab, und Du nimmst ihm sein Leben. Bei schlechtem Wetter wurde er dadurch mit Roth besprüht; unendlich war die Mühe, die ihm diese Gewohnheit verursachte — das Gehen wäre weit leichter gewesen, und dieses war vielleicht die Ursache, warum er so fest an seinem Trabden hing. Ein kleiner, schwacher, zusammengeschrumpfter alter Mann, war Toby an gutem Willen ein wahrer Hercules. Es machte ihm Freude, sein Geld zu verdienen. Der Wahn, daß er sich nützlich mache, war für ihn ein Genuß — und Toby war zu arm, um sich von einem Genuße zu trennen. Mit einer Botschaft oder einem kleinen Päckchen in der Hand, wofür ihm ein Schilling oder achtzehn Pence verheißen war, stieg sein stets hoher Muth noch höher. Während er so einhertrabte, rief er den sinken Briefträgern zu, ihm aus dem Wege zu gehen, da er es für unvermeidlich hielt, daß er im natürlichen Laufe der Dinge sie einholen und niederrennen würde. Er hegte den festen Glauben — der nicht oft auf die Probe gestellt wurde — daß er jede Last tragen könne, die ein Mensch je trug. Selbst wenn er an einem nassen Tage aus seinem Winkel kroch, um sich zu wärmen, trabte Toby. Indem er mit seinen zerlöchernten Schuhen eine krumme Linie besudelter Fußstapfen in den Schlamm zog und seine erfrorenen Hände zusammenrieb, die gegen die strenge Kälte nur schlecht durch abgerissene grauwoollene Fausthandschuhe geschützt waren, wo nur der Daumen ein eigenes Gehäuse besaß und die anderen Finger sich mit einer gemeinsamen Schenk- oder Passagierstube begnügen mußten, trabte Toby mit krummgebogenen Knien und seinem Rohrstock unter dem Arm einher; selbst dann, als er vom Trottoir abwich, um,

\*) Kehrt um, Whittington!

\*) Mayor von London, kehrt um, kehrt um!

\*\*) Ähnliches ist auch bei dem Hamburger Brande von den Thürmen der St. Nikolai- und der St. Petri-Kirche erzählt worden.

wenn das Glockenspiel ertönte, nach dem Kirchturm emporzublicken, trabte er noch immer.“

Der Stand dieses Originals war an der Kirchthüre, wo er sich so lange aufzuhalten pflegte, daß er, wie Quasimodo, eine Art freundschaftlicher Zuneigung zu dem Glockenspiel gefaßt hatte, welches ihm Aufmunterung oder Entmutigung zuzurufen schien. Am Tage, wo die Erzählung anhebt — dem letzten Tage des Jahres — war es bitter kalt; die Glocken hatten so eben die Mittagsstunde geläutet, und Toby war in Betrachtungen über den himmelweiten Unterschied zwischen Reich und Arm versunken. „Seine Nase war sehr roth, und seine Augenlider waren sehr roth, und er blinzelte sehr viel, und seine Schultern waren seinen Ohren sehr nahe, und seine Beine waren sehr steif; er befand sich, mit einem Wort, im frostigsten Extrem des Kühlseyns. „Mittagszeit! hm!“ rief Toby, indem er seinen rechten Fausthandschuh auf Boxerart gegen die Brust schlug, um sie für ihr Frieren zu bestrafen. „Ah — h — h!“ Dann trabte er ein paar Minuten lang schweigend umher. „Es ist nichts“, brach Toby wieder hervor, stand aber dann plötzlich still und besüßte sich mit vielem Interesse und einiger Unruhe die Nase von unten bis oben. Er brauchte nicht weit zu fühlen, da es mit seiner Nase nicht viel zu sagen hatte, und er war bald fertig. „Ich glaube, daß es mit ihr aus sey“, sprach Toby, indem er wieder forttrabte. „Es ist aber Alles in Ordnung. Ich hätt' es ihr freilich nicht verdenken können; sie hat einen harten Dienst in diesem kalten Wetter und wenig Erholung, da ich nicht schnupse. Auch in den besten Zeiten wird der armen Kreatur schwer zugesetzt, und kommt ihr ja mitunter ein wohlriechendes Häuflein zu Gute — was nicht zu oft geschieht — so ist's gewöhnlich von 'nes Anderen Mittagessen, das vom Bäcker nach Hause geht.“ Diese Betrachtung erinnerte ihn an eine andere Betrachtung, die er vorhin unbeeinträchtigt ließ. „Es giebt nichts“, sagte Toby, „das regelmäßiger herankommt als die Mittagszeit, und nichts, das weniger regelmäßig kommt als das Mittagbrod. Das ist der große Unterschied zwischen beiden! Es dauerte lange, ehe ich's herausfand. Es soll mich wundern, ob Jemand es der Mühe werth hält, diese Bemerkung in die Zeitungsblätter einzurücken — oder dem Parlament vorzulegen.“ Toby scherzte nur, denn er schüttelte gleich nachher selbstverweisend den Kopf. „Warum nicht gar!“ rief er, „die Blätter sind ja so schon voller Bemerkungen — und 's Parlament auch. Hier ist die Zeitung von letzter Woche“ — er nahm eine sehr schmutzige aus der Tasche und hielt sie mit ausgestrecktem Arme vor sich hin — „voller Bemerkungen! voller Bemerkungen! Ich erfahre so gern wie Einer, was Neues in der Welt passiert“, sagte Toby langsam, indem er sie etwas kleiner zusammenfaltete und in die Tasche steckte, „aber es ist mir jetzt fast zuwider, eine Zeitung zu lesen. Ich bekomme dabei ordentlich Furcht. Ich weiß nicht, was aus uns armen Leuten wird. Gott gebe, daß es in diesem neuen Jahre besser mit uns gehen möge!“ — „Ei, Vater! Vater!“ rief eine angenehme Stimme in der Nähe, aber ohne darauf zu hören, trabte Toby weiter, indem er sein Selbstgespräch forsetzte. „Es scheint, daß wir nichts recht machen können — daß wir weder recht handeln, noch recht behandelt werden. Ich bin nicht viel in die Schule gegangen, als ich jung war, und es ist mir wirklich nicht klar, ob wir ein Recht haben, auf der Erde zu seyn, oder nicht. Manchmal denk' ich, daß wir eins haben müssen, und manchmal denk' ich wieder, daß wir keins haben. Ich werde manchmal so konfus, daß ich nicht entscheiden kann, ob irgend etwas Gutes an uns ist, oder ob wir böse geboren werden. Wir scheinen schreckliche Dinge zu thun; wir scheinen viele Mühe zu geben; unaufhörlich klagt man über uns und macht gegen uns Gesetze. Auf eine Art oder die andere füllen wir doch die Zeitungsblätter.“

Diese traurigen Betrachtungen des armen Eckenstehers werden durch die Erscheinung seiner hübschen Tochter Grete unterbrochen. „Nun, Herzchen!“ sagte Trotty, „was giebt's? Ich habe Dich heute nicht erwartet, Grete.“ — „Ich glaubte auch nicht, daß ich kommen würde, Vater“, rief das Mädchen, indem sie mit dem Kopfe nickte und lächelte. „Aber hier bin ich! Und nicht allein — nicht allein!“ — „Was willst Du damit sagen?“ fragte Tobias, indem er neugierig den bedeckten Korb ansah, den sie in der Hand trug. „Du hast doch nicht!“ — Trotty war im Begriff, den Deckel aufzuheben, als sie ihm hurtig zuvorkam. „Nein, nein, nein!“ rief sie mit kindischer Feiterkeit, „Du mußt etwas langsamer zu Werke gehen. Laß mich nur ein Endchen davon aufheben — nur das kleinste, allerkleinste Endchen, weißt Du?“ sagte Grete mit leiser Stimme, als ob sie fürchtete, durch Jemanden im Korbe belauscht zu werden. „Da! Nun? Was ist's?“ — Toby schnüffelte einen Augenblick in die Ecke des Korbes hinein und schrie dann mit Entzücken: „Es ist ja heiß!“ — „Freilich ist es heiß!“ rief Grete. „Ja, ha, ha! Brennend heiß!“ —

„Ha, ha, ha!“ brüllte Toby, indem er mit den Beinen ausschlug, „es ist siedend heiß!“ — „Aber was ist es denn, Vater?“ sagte Grete. „Komm! Du hast noch nicht gerathen. Und Du mußt raten. Ich kann es auf keinen Fall herausnehmen, bis Du erst räthst, was es ist. Nimm Dir aber Zeit! Ich will den Deckel ein bißchen weiter aufheben. Nun rathe!“ Das Mädchen war in der größten Angst, daß er es zu bald errathen werde; sie bog sich zurück, während sie ihm den Korb entgegenhielt, zog ihre hübschen Schultern ein, stopfte sich mit der einen Hand das Ohr, als ob sie dadurch das rechte Wort von Toby's Lippen zurückhalten könne, und lachte die ganze Zeit leise vor sich hin. Unterdessen legte Toby die Hände auf die Knie, senkte die Nase gegen den Korb und sog einen langen Hauch ein, während ein Schmunzeln sich über sein weißes Gesicht verbreitete, als habe er Lachgas eingeathmet. „Ah! 's ist delikat!“ rief Toby. „Es ist nicht — 's ist doch nicht Knackwurst?“ — „Nein, nein, nein!“ lachte Grete, „es ist nichts dergleichen.“ — „Nein“, sagte Toby, nachdem er wieder daran gekniffelt hatte, „es ist würziger als Knackwurst. Es ist ganz delikat — jeden Augenblick riecht es schöner. Für Hammelfüße ist es zu scharf — nicht wahr?“ Grete war außer sich vor Entzücken. Nichts konnte von der Wahrheit entfernter seyn als Hammelfüße — mit Ausnahme der Knackwurst. „Leber?“ sagte Toby mit nachdenkendem Ton. „Nein! Es hat eine Milde an sich, die sich mit Leber nicht verträgt. Schweinsfüße? Nein! Die sind viel wabbeliger und Hahnenkämme viel rauher. Und ich weiß, daß es keine Bratwürste sind. Aber jetzt hab' ich's! Es sind Blutwürste!“ — „Nein, es sind keine Blutwürste!“ rief Grete, mit ausbrechendem Entzücken. — „Ei, ei! Was fiel mir auch ein!“ sagte Toby, indem er plötzlich eine so gerade Stellung annahm, wie sie ihm nur möglich war — „werd' ich doch endlich meinen eigenen Namen vergessen! Es sind Kalbaunen!“ — Kalbaunen waren es auch, und Greten versicherte jubelnd, daß er sie in noch einer halben Minute als die besten Kalbaunen anerkennen werde, die je geschmort seyn. „Und so“, fuhr Grete fort, indem sie sich freudig mit ihrem Korbe beschäftigte, „will ich gleich den Tisch decken, Vater; denn ich habe die Kalbaunen im Topfe gebracht und den Topf in ein Taschentuch gebunden — und wenn ich nun einmal stolz seyn will und ein Tisch Tuch daraus mache, so giebt es wohl kein Gesetz, das mich daran verhindern kann?“ — „Nicht daß ich wüßte, liebes Kind!“ erwiderte Toby. „Aber es wird alle Augenblick ein neues Gesetz erlassen.“

Das hübsche Gretchen hat einen Liebhaber, mit dem sie sich am Neujahrstage verheirathen will, zuerst aber hat sie ein Verhör bei der Polizei zu bestehen, wo der hochweise Alderman Schlaue die Gelegenheit ergreift, ihr guten Rath zu geben. „Du willst Dich also verheirathen?“ sagte der Alderman. „Sehr unanständig und unzeit für eine Person von Deinem Geschlecht. Aber das ist eine Nebensache. Nach Deiner Verheirathung wirst Du Dich mit Deinem Manne zanken, und es wird eine unglückliche Frau aus Dir werden. Du denkst vielleicht anders, aber es wird so kommen — paß nur auf! Ich sage Dir nur, daß ich mich entschlossen habe, allen unglücklichen Frauen das Handwerk zu legen. Komm also nachher nicht zu mir. Du wirst Kinder haben — Jungen; diese Jungen werden gewiß als Taugenichtse aufwachsen und barfuß in den Straßen umherlaufen. Sieh nur Acht, mein Kind! Ich werde mit ihnen kurzen Prozeß machen, denn ich bin entschlossen, allen barfüßigen Knaben das Handwerk zu legen. Dein Mann wird vielleicht jung sterben — sehr wahrscheinlich sogar — und Dich mit einem Säugling allein lassen. Dann wirst Du obdachlos in den Straßen auf und ab wandern. Wandere aber ja nicht in meiner Nähe, hörst Du? denn ich bin entschlossen, allen wandernden Müttern das Handwerk zu legen. Es ist mein fester Entschluß, allen jungen Müttern, von welcher Art sie auch seyn mögen, das Handwerk zu legen. Du darfst mir dann nicht Krankheit vorschützen, oder Dich mit Deinen jungen Kindern entschuldigen; denn allen Kranken und jungen Kindern (hoffentlich kennst Du die Kirchengebete, ich fürchte aber — nicht<sup>\*)</sup>) bin ich entschlossen, das Handwerk zu legen. Und wenn Du verzweiflungsvoller und undankbarer und gottloser und betrügerischer Weise versuchst, Dir das Leben zu nehmen, Dich zu ertränken oder zu erhängen, so werd' ich keine Gnade mit Dir haben; denn ich bin entschlossen, den Selbstmördern das Handwerk zu legen. Wenn es irgend etwas giebt“, fuhr der Alderman mit einem selbstgenügsamen Lächeln fort, „wozu ich mich fester als gewöhnlich entschlossen habe, so ist es, den Selbstmördern das Handwerk zu legen. Du thust also besser, es nicht zu versuchen — hörst Du? Ha, ha, ha! jetzt verstehen wir uns!“

Ein anderer Charakter ist der arme Will Fern, ein Opfer harter Gesetze, die einen Unglücklichen wie einen Verbrecher behandeln und ihn dadurch oft zum Verbrechen treiben. Auch er wird von jenem gestrengen Alderman ins Verhör genommen, wo er sich folgendermaßen verteidigt: „Meine Herrschaften! ich habe jahrelang in diesem Orte gewohnt. Sie können meine Hütte von hier aus sehen; sie steht dort jenseits des Zaunes und wird oft genug von den Damen abgezeichnet — in einem Bilde soll sie sich hübsch ausnehmen, aber in Bildern giebt's kein schlecht Wetter, und sie taugt wohl mehr zum Malen als zum Wohnen. Nun! ich habe dort gewohnt. Wie hart — wie elend ich dort lebte, will ich nicht sagen. An irgend einem Tage im Jahr, oder an jedem Tage, könnt Ihr es selbst beurtheilen. . . . Es ist schwerer, als Sie glauben mögen, meine Herrschaften, an einem solchen Orte anständig aufzuwachsen — nur ein bißchen anständig. Daß ich als Mensch und nicht als Thier aufwuchs, spricht wohl zu meinen Gunsten — wie ich damals war. Wie ich jetzt bin, kann nichts zu meinen Gunsten gesagt

noch gethan werden — ich bin darüber hinaus.“ . . . „Ich schleppte mich so fort“, sagte Fern nach einem augenblicklichen Schweigen, „wie es gehen wollte. Wie es ging, weiß kein Mensch — weiß ich selber nicht — aber so trübselig, daß ich für mein Leben kein heiteres Gesicht machen konnte, oder anders scheinen, als mir zu Muthe war. Nun, meine Herrschaften — Ihr Herrschaften, die Ihr jetzt zu Gerichte sitzt — wenn Ihr einen Menschen bemerkt, dem der Mißmuth aus den Augen sieht, so sprecht Ihr zu einander: „der ist verdächtig! Mit dem Will Fern“, sagt Ihr, „ist's nicht richtig. Paßt dem Kerl auf!“ Ich sage nicht, meine Herrschaften, daß es nicht ganz natürlich ist, aber 's ist einmal so — und von dieser Stunde an, was auch Will Fern thut oder bleiben läßt — 's ist gleichviel, wird Alles gegen ihn gedeutet.“

„Alderman Schlaue steckte seine Finger in seine Westentaschen, warf sich in seinen Stuhl zurück und blinzelte lächelnd nach dem Kronleuchter hinauf — als wollte er sagen: „Natürlich! Das hab' ich ja immer behauptet. Das alte Lied! Mein Gott, das verstehen wir ja Alles recht gut — die menschliche Natur und ich.“ — „Nun, meine Herren!“ sagte Will Fern, indem er seine Hände ausstreckte und sein abgekehrtes Antlitz sich einen Augenblick röthete, „sehen Sie nur, wie Ihre Gesetze und Fallstricke legen — wie sie uns arme Leute hegen. Ich versuche, wo anders zu leben. Dann bin ich ein Landstreicher. In's Loch mit ihm! Ich komme hierher zurück. Ich gehe in den Wald, um Rüsse zu pflücken, und breche — wer thut das nicht? — ein paar Zweige ab. In's Loch mit ihm! Einer von Ihren Förstern sieht mich am hellenlichten Tage bei meinem eigenen bißchen Garten mit einer Hinte stehen. In's Loch mit ihm! Sobald ich wieder auf freiem Fuße bin, wechsle ich — wie's wohl natürlich ist — ein paar harte Worte mit dem Menschen. In's Loch mit ihm! Ich schneide mir ein Rohr. In's Loch mit ihm! Ich esse einen wurmförmigen Apfel oder eine Rübe. In's Loch mit ihm! Das Zucht Haus ist zwanzig Meilen weit entfernt; um zurückzukehren, muß ich auf der Straße betteln. In's Loch mit ihm! Endlich findet mich der Constable, der Förster — irgend Jemand findet mich irgendwo, mit irgend was beschäftigt. In's Loch mit ihm! er ist ein Vagabund, ein bekannter Züchtling, und das Zucht Haus ist der einzige Ort, wohin er gehört.“

Durch solche und ähnliche Vorfälle wird der treuherzige alte Tobias noch mehr überzeugt, daß er und seines Gleichen zu einer unverbesserlichen Klasse gehören, die auf dieser Welt überflüssig ist. Das Glockenspiel belehrt ihn eines Anderen — er schläft ein, hat einen Traum — ungefähr wie Scrooge in dem „Weihnachtsliede“ — und dieser Traum ist fast das einzige Koboldartige in der ganzen Erzählung. Nach einigen rührenden Szenen, die Boz in seiner bekannten Manier schildert, schließt die Geschichte mit einer heiteren Katastrophe, und unter glücklichen Auspizien beginnt der Eckensteher, mit seiner Tochter Grete, ihrem Bräutigam und seinen anderen Freunden, das neue Jahr.

## Frankreich.

### Leben und Briefe der Lespinasse.

(Fortsetzung.)

Die Korrespondenz, von der uns nur eine Hälfte, nämlich die Briefe der Lespinasse, geblieben, beginnt mit dem 15. Mai 1773, da Guibert eben im Begriff ist, nach Straßburg abzureisen. Die unverhaltenen Geständnisse, die Ausbrüche gänzlich hingeebener Zärtlichkeit von Seiten Juliens zeugen genugsam für die Herrschaft des neuen Anbeters, oder daß er, statt ein solcher zu seyn, sich vielmehr anbeten läßt. Seine Worte sind ihr ein Orakel. Spricht er von Freundschaft und deutet ohne Delikatesse an, sie möge sich damit begnügen, so antwortet sie bescheiden, erkenntlich, als stände ihr kein anderer Anspruch zu. Bei jedem Streite giebt sie zuerst nach, ja sich selber Unrecht und bittet um Verzeihung. Hat sie einige Zeilen der Schilderung ihrer eigenen Zustände gewidmet, so beschuldigt sie sich bald darauf des Egoismus; aber ganze Seiten hindurch ergießt sie sich in Lobeserhebungen Guibert's, in Klagen über seine Abwesenheit. Ein auf die äußerste Spitze getriebenes Gefühl spricht aus allen ihren Worten, aus der fast naiven Bewunderung jeder einzelnen Perzens- und Geistes-eigenschaft ihres Beliebten, die sie aufzählen nicht müde wird. Sein Ruhm ist ihr Stiefensperd, auf das sie immer wieder zurückkommt; es hat Jemand in Straßburg zu Ehren Guibert's sehr mittelmäßige Verse gedichtet, das ist für sie ein Ereigniß, ein Fest. Sie schickt ihm allwöchentlich drei Briefe nach, durchwacht die Nächte, um dieser Pflicht zu genügen, schreibt sich die Augen blind. Und doch versteht sie während seiner Abwesenheit noch einigermaßen, ihren Gefühlen Gewalt anzuthun, ihre Sprache erlaubt sich oft den Ton zärtlicher Vorwürfe. Ist er aber heimgekehrt, hat sie ihn gestern gesehen, dann verliert sie alle Herrschaft über sich selber, und ihre Entzückung kennt keine Gränzen mehr. Die vielen kleinen Biletts, die sie ihm schreibt, kürzer als die nach Straßburg, Breslau, Berlin \*) und Wien an ihn gerichteten Briefe, sind auch um so leidenschaftlicher.

Und Guibert? einer so gränzenlosen Liebe gegenüber erscheint er um so auffallender, oft empörend durch den Kontrast. Während die Opferflamme ihm lobert, hält er sich in seine Majestät und läßt sich höchstens zu einem kalten Mitleiden herab, was die arme Lespinasse auf die Frage bringt, ob denn Straßburg viel nördlicher als Paris gelegen sey? Wenn er unter allerlei Vorwänden eine Zeit lang geschwiegen, so antwortet er in nachlässigem Tone und verräth zuweilen dabei, daß er kaum gelesen, was ihm berichtet ward. In Paris treibt er's noch ärger. Galant gegen andere Damen, ist

\*) Im Original: Polonies. So nennt der gemeine Mann in England die Polonieser Würste, die ursprünglich als Lederbissen aus Italien eingeführt wurden.

\*\*) Unter den Gebeten der englischen Litany befindet sich eines: for all sick persons and young children.

\*) Wo er bekanntlich von Friedrich dem Großen sehr gut aufgenommen ward.

er fast absichtlich beleidigend gegen diejenige, welche ihn mit Järrlichkeiten überhäuft; für sie hat er nur Gleichgültigkeit oder Mitleid. Kurz, er spielte ohne Scheu die Rolle eines, der seiner Siege gewiß ist, der „Alles mit Zug und Anstand versprechen konnte, was jeder Andere halten muß. Er war „eine glänzende glatte Goldschleie, welche Herz ein- Herz durchschlägt. Ein „Mann, überall geliebt und liebend, auf seinem hohen literarischen und „erotischen Siegwagen stolz und frei umherschauend!“

Die Verschiedenheit des Geschmacks wie des Alters giebt eine oft wiederkehrende Veranlassung zum Zwiespalt, endlich löst Guibert's Heirat das von seiner Seite ohnehin nur schwache Bündniß noch mehr, demüthigt die unglückliche Verlassene noch tiefer. Wie nach alle dem diese unbegreifliche Leidenschaft in der Lespinasse fortdauern konnte? unbegreiflich allerdings; das arme Herz war wie einem blinden Patum verfallen, es hatte sich hingeeben, ohne zu wissen, ob es angenommen werde; ohne ihn zu kennen — sagt sie selber — hatte sie Guibert bereits geliebt, und die Kette, kaum geschmiedet, war schon unauslösllich geworden. Nachdem sie die Herrschaft über sich selber verloren, vermögen auch die bald sich einfindenden Gewissensbisse nicht mehr die Leidenschaft zu verdrängen, selbst für die Qualen der Eifersucht macht ihre Demüthigung sie unempfindlich; sie ärgert sich darüber, daß ein neuer Gegenstand von Guibert's Flamme seine Liebe nicht so erwidert, als er es verdient, und schließt daraus, ein solches Geschöpf könne weder Gefühl noch Geschmack besitzen. Das fortgesetzte Seelenleiden macht sie misanthropisch, aber sie ist es nur gegen sich selbst, während sie Guibert um so mehr mit Segnungen überhäuft, je mehr er sie betrübt. Kaum, daß noch zuweilen, nach einem grausam kalten Schreiben von ihm, ihr verwundetes Ohrgefühl unwillkürlich laut aufschreit.

Endlich aber vermag sie nicht länger den Schmerzen, die einen Ausweg suchen, zu gebieten, und nun geräth sie in noch widersprechendere Zustände. Nicht selten ist die Kreuzigung des Heute der des Gestern völlig entgegengesetzt; es durchzucken sie — das sind ihre eigenen Worte — ungläubliche Gefühle; den lebhaftesten Vorwürfen, den bittersten Klagen folgen wieder leidenschaftliche Schwüre. Passen kann sie ihn nicht, für und durch den sie leidet, aber sie verwünscht das Leben, zu welchem er sie verdammt. Doch machen zuweilen auch diese Gefühle edleren und versöhnlichen Platz, so wie die Ahnung eines nahen Endes sich kundgiebt. Je weiter man in dieser Analyse des Schmerzes vordringt, desto sichtbar wird der doppelte Fortschritt des physischen und moralischen Leidens, und „man möchte sich dabei wohl „fragen, ob die Liebe nicht mehr Leiden auf der Erde ausgesäet als der Haß, „da ihre Erwidderung nur flüchtige kurze Allerheiligsten Tage hindurch entzücken, aber ihr Versagen durch Marterwochen soltern kann.“ Die Briefe werden immer kürzer, verzweifelter; mit fieberhafter Hand geschriebene Billeis, einige hingeworfene abgebrochene Worte verkünden eine völlige Auflösung aller Kräfte; ein Briefchen von nicht mehr als zwei Zeilen, datirt de tous les instans de ma vie, athmet mehr Leidenschaft als alle Tragödien. Aber noch jezt, mitten in der schon unheilbaren Krankheit, vermag ein freundliches Wort von Guibert sie wieder ins Leben zu rufen, ihr diese tödtlichen Schmerzen lieber zu machen als ein wirklich genossenes Glück.

Und wie sehr auch die Leidenschaft für Guibert sie verblendet hat, sie unterläßt darum nicht, die höhere Organisation Mora's zu würdigen. „Als „sie langsam unterging und die Zeit nur ein langes eintöniges Leichengelaute „zu ihrer Scheinleiche war, da warf sie sich die abgeblühte Untreue schmerz- „lich genug vor, sogar in den Briefen an den Urheber derselben; was freilich „wiederum diesen nicht erwärmen konnte.“ Nichtsdestoweniger mußte das härtere Gefühl dem geweiht gewesen seyn, für den sie die Treue gebrochen hatte, der eine mit der besseren Ueberzeugung im steten Kampfe begriffene Reinigung so lange und in solcher Höhe in ihr erhalten konnte.

Eine Schriftstellerin, die man sicherlich immer da findet, wo es etwas zu medifiren giebt, Frau von Genlis, bespöttelt das vieliebende Gemüth, das der Lespinasse zu Theil geworden, und bemerkt mit schlecht verhehlter Ironie, es sei dieselbe das rührendste Opfer der Liebe gewesen, da sie allen ihren Anbetern ein gleich starkes Gefühl gewidmet. Freilich hat die Bosheit gewonnenes Spiel, gegenüber dieser eigenthümlichen Liebesfähigkeit, vermöge welcher Julie zweien gleichzeitigen und beinahe gleichartigen Leidenschaften verfallen ist und dabei im Grunde ihres Herzens für den Vertrauten Seider die alte Anhänglichkeit bewahrt; aber es heißt mehr als zu weit gegangen, sie darum schimpflicher Thorheit, verderbter Phantasie anzuschuldigen. Hat sie doch selber sich ganz in ihren Briefen sich gemalt, gleichsam ihr Innerstes dargezhan, und erscheint uns eine ungezwungene, leichter Aufwallung fähige, aber von aller Eitelkeit, aller Selbstsucht weit entfernte Natur, ja allzu entfremdet fast dem eigenen Ich, allzu sehr dem Gefühle für Andere hingeeben; in einzelnen Rücksichten überlegt, klarsehend, im Ganzen unbeständig, schwach und darum unglücklich. Mit tieferem Gefühle begabt, als Französinnen gewöhnlich eigen ist, machte sie die Liebe zu ihrer Göttin und weihte ihr einen Fanatismus, mit welchem sie allein stand und dessen Opfer sie werden mußte. Die große Gesellschaft mit ihren kleinen Elementen, mit dem Reide, dem Hasse, der Verleumdung, den Plänkereien der Schöngelister und Philosophen — galt ihr nichts; sie verachtete die öffentliche Meinung, weil sie diejenigen nicht achten konnte, von denen sie ausging. Die Liebe hielt sie für das Einzige, das die Menschen noch nicht herabgewürdigt hatten, für ein Mittel, gut zu werden; was nichts weiter war als groß, konnte sie nicht reizen.

Diese durch natürliche Anlage, Gewöhnung und Lebensansicht ihr eigen gewordene Denkweise erklärt hinreichend, wie sie ihr Leid lieb gewinnen konnte, statt das Schicksal darum anzuklagen. Es ist die gewöhnliche Wirkung einer heftigen Leidenschaft, keine der untergeordneten Empfindungen auskommen zu

lassen. Und Julie von Lespinasse kannte nach ihrem Begriffe keinen Glücklichen. Verglich sie sich mit jenen Leuten, die sich gähnend amüsiren, Freunde haben, aber kein Herz für sie, so mußte sie wohl solchem erkarrten Daseyn ihr wenn auch durch Qualen bewegtes vorziehen. Niemand kennt hier — schreibt sie irgendwo — das Bedürfnis, geliebt zu werden, und das hat kein Gutes, denn wer versteht zu lieben? — Die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ihrer Gefühle vermehrte ihre Schmerzen, gab aber ihrem geistigen Leben eine längere Dauer, während ihr physisches verkürzt ward. Es war gleichsam, als hätte die Natur den Leiden ein Palliativ beigegeben wollen, dessen Wirkung unglücklich wäre, würde sie nicht durch die Kranke selber erzeugt. Ich habe in solchem Maße das Glück des Lebens genossen — heißt es an einer Stelle ihrer Briefe — daß ich nur unter denselben Bedingungen es von neuem beginnen möchte. Lieben und leiden, Himmel und Hölle, — das ist meine Bestimmung, mein Wesen, das Klima, in welchem allein ich zu athmen vermag; um Alles in der Welt nur nicht jene gemäßigte Zone, wie sie den Automaten um mich her zusagt.

„Uebrigens ist es Pflicht, so vielen wackeren Geschichtsforschern, Weltleuten „und Deutsch-Franzosen — damit einzelne vorige Stellen sie nicht von diesen „Briefen der Liebe zurückschrecken — die feierliche Versicherung zu ertheilen, „daß sie für Alles, was von Herz, Edelmut, Liebe und Thränen und Aehnlichem „darin vorkommt, satissam schadlos gehalten werden durch häufig eingestreute „Nachrichten vom Hofe, von Ministerial-Veränderungen, Gelehrten, und kurz „durch Anekdoten, welche die damalige Zeit so kunstlos und so treffend nach- „schatten.“ Auch literarische Erscheinungen, Werke von Helvetius, Chamfort, Thomas, werden besprochen und scharf charakterisirt, Theaterneuigkeiten in einigen Zeilen treffend beurtheilt. Nicht als wären Lektüre und Bühnendarstellungen für Julien von besonderem Interesse gewesen; vielmehr ist dazu in ihrem von der Leidenschaft so ganz erfüllten Herzen selten Raum genug. Aber sie empfindet das lebhafteste Bedürfnis, Talenten, Verdiensten jeder Art die gebührende Anerkennung zukommen zu lassen; daher ist sie zum Lobe mehr bereit als zum Tadel, und wo ihr das Schöne entgegenkommt, lobt sie in Enthusiasmus auf. Auf die Vorzüge Turgot's und Malesherbes', deren Anstellung ihr das Zeichen einer besseren Zeit wird, kommt sie mehrere Male zurück und spricht so angemessen als weise über die Herstellung der Parlamente und die zur Leitung einer Monarchie geeigneten Mittel und Personen.

Freilich zeigt sie auch hier und da Mißgriffe und Irrthümer, weniger in Mangel an Geschmack und Urtheilsfähigkeit, als in der Vorliebe für gewisse Personen begründet, wie denn das Element des Weiblichen in ihr allzu sehr vorherrscht, als daß sie vor solcher Eingenommenheit sich zu sichern wüßte. Das unbedeutendste Wort aus d'Alembert's Munde, in einer akademischen Sitzung hingeworfen, ist ihr ein Orakel und versetzt sie in Entzücken; einige leidenschaftlich-feurige Stellen im paysan perversi erinnern sie, weil zufällig ihren eigenen Gefühlen entsprechend, an die genialsten Erzeugnisse J. J. Rousseau's. Besonders giebt der hohe Grad von Enthusiasmus, den die mittelmäßigen Produkte Guibert's — der Connetable, eine Tragödie, und die Lobrede auf Catinat — in ihr hervorrufen, das, was sie bei jeder Gelegenheit über den glänzenden Erfolg mittheilt, den diese Werke in der Akademie wie in den Salons gehabt hätten, den sichersten Beweis dafür, wie man mit unendlich viel Geist und Geschmack dennoch die allzunahel Stehenden falsch beurtheilen kann. Darum haben wir in dieser Hinsicht schon für Zeitgenossen keinen sichereren Maßstab; Entfernung und Perspektive sind vor Allem erforderlich.

(Schluß folgt.)

#### Des Presbyter Theophilus Anleitung zu verschiedenen Künsten.

Das Verdienst, den Presbyter Theophilus ans Licht gezogen zu haben, gebührt unserem Lesing. In der Abhandlung „Vom Alter der Delmalerei“ (geschrieben 1774) beschränkte er sich zwar auf einige Kapitel der alten Wolfenbütteler Handschrift, aus welcher er darthat, daß die Delmalerei bereits dem Theophilus bekannt gewesen und mithin durch Johann von Eyck nicht erfunden, sondern nur vervollkommen worden sey; doch erkennt er den Werth, welchen das ganze Werk auch noch für die Gegenwart hat, vortrefflich, indem er sagt (Werke. Berlin 1825. Th. 4. S. 3 ff.): „Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schäßbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge: sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder jezt für verloren gehalten und als solche bedauert werden, oder von denen es wohl noch zu untersuchen seyn möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.“ Später beabsichtigte er, die Handschrift vollständig herauszugeben, wurde aber während der Arbeit vom Tode überrascht. Die Ausgabe erschien, von Leiste besorgt, im Mai 1781, entbehrt aber leider aller Anmerkungen und Erläuterungen, welche zum Verständniß des schwierigen Textes durchaus nothwendig sind. Diesem Uebelstande wird durch die neue, nach fünf Handschriften besorgte Ausgabe des Grafen Charles de l'Escalopier abgeholfen<sup>\*)</sup>, welche durch eine beigegebene französische Uebersetzung, ein

\*) Theophilus presbyteri et monachi libri III. seu diversarum artium schedula, opera et studio Caroli de l'Escalopier. — Théophile prêtre et moine. Essai sur divers arts, publié par le Comte Charles de l'Escalopier, conservateur honoraire de la bibl. de l'Arsenal; et précédé d'une introduction, par J. Marie Guichard. Paris 1842. 8. LXXII et 314 pp.

Glossar über die Kunstausdrücke und eine Einleitung von Maria Guichard dem Bedürfnisse des Lesers zu Hülfe kommt.

Unter den wenigen Werken über die Technologie des Mittelalters, welche bis auf uns gekommen sind, gebührt der Anweisung des Theophilus, sowohl wegen ihres Umfangs als wegen ihrer Zuverlässigkeit, die erste Stelle. Theophilus war, wie sich aus dem Buche ergibt, selbst ausübender Künstler und schrieb, von einem religiösen Pflichtgeföhle getrieben, die Ergebnisse seiner Erfahrungen für minder unterrichtete Künstler mit einer peinlichen Genauigkeit nieder. Die Vereinigung des Priesters und Künstlers in einer Person darf uns nicht wundern, sie begegnet häufig im Mittelalter. So stiftete z. B. in der Mitte des 11ten Jahrhunderts Geoffroy de Champ-Aleman, Bischof von Auxerre, an seiner Domkirche Präbenden für drei Geistliche, von denen der eine ein tüchtiger Goldschmied, der andere ein geübter Maler, der dritte ein geschickter Glasarbeiter seyn sollte. Merkwürdigerweise behandelt das Werk des Theophilus in drei Büchern gerade diese drei Fächer; es wäre aber ein gar zu voreiliger Schluß, wenn man die Primat des Verfassers deshalb in Auxerre suchen wollte. Der neueste Herausgeber hält ihn, übereinstimmend mit Lessing, für einen Deutschen, und dabei wird man sich auch wohl beruhigen müssen; ein weiterer Schluß auf die Landschaft oder gar auf den Ort, wo der bescheidene Mönch gelebt haben könnte, ist nach den vorhandenen leisen Andeutungen durchaus unzulässig. Uebrigens ist diese Frage gerade hier von minderer Bedeutung, denn der Verkehr war im Mittelalter zwar nicht so rasch und geregelt als gegenwärtig, aber doch weit stärker und umfassender, als man gemeinhin glaubt, und die Klöster, als stets offene Herbergen, wurden vorzugsweise von ihm berührt, ganz abgesehen davon, daß sie unter sich in ununterbrochener Beziehung standen. Wie sehr man aber auch für die Ausschmückung von Kirchen und Klöstern sorgte und weder Mühe noch Kosten sparte, um selbst aus bedeutender Entfernung geschickte Arbeiter herbeizuziehen, davon liefen sich zahlreiche Beispiele aufzählen. Darum dürfen wir, selbst ohne die Primat des Theophilus zu kennen, wohl annehmen, daß wir in seinem Buche eine ziemlich vollständige Sammlung der Kunstgeheimnisse seiner Zeit besitzen, und die bei weitem wichtigere Frage ist mithin die Bestimmung des Jahrhunderts, in welchem der kunstfertige Mönch gelebt haben mag.

Abweichend von der bisherigen Annahme, setzt Herr Guichard das Werk in das zwölfte oder gar dreizehnte Jahrhundert. Ein ungenannter Bericht-erstatte bemerkt dagegen in der Revue de Paris ganz richtig, daß die dafür angeführten Gründe weit mehr blendend als überzeugend scheinen, und versucht durch einige aus der Geschichte der Künste hergenommene Gegengründe die frühere Annahme, daß der Verfasser im zehnten oder im Anfange des elften Jahrhunderts gelebt habe, zu verteidigen. Durch eine nachlässige Angabe Leiste's sind Beide über das Alter der Wolfenbütteler Handschrift in Zweifel gerathen; es ist Beiden entgangen, daß Ebert in der Handschriftenkunde (Zf. 1. S. 34) ausdrücklich sagt: „Bekanntlich ist jener Abdruck nach dem von Schönemann (Dipl. 2, 43) ins 12te, von Lessing richtiger ins 11te Jahrhundert gesetzten Wolfenbütteler, ehemals Gudius'schen Codex (Gud. 69) gemacht.“ Mit diesem durch Ebert's Autorität verbürgten äußeren Zeugnisse stimmt auch die Form der vom Verfasser gebrauchten deutschen Wörter überein (hüso S. 52, weizel S. 234, zidwar S. 167), welche weder einer früheren noch einer späteren Zeit als dem 10ten oder 11ten Jahrhundert angehören kann.

Im ersten Buche handelt Theophilus von der Malerei. Wir finden hier keine Anweisung zur kunstgerechten Zeichnung, Perspektive und Farbengebung, sondern eine lange Reihe genauer Rezepte zur Bereitung und Anwendung der verschiedensten Farben und des Firnisses, Belehrung über die Behandlung der Leinwand und anderer Stoffe, auf welche gemalt werden soll, Anleitung zur Verzierung der Handschriften u. s. w. Ein Dinten-Rezept im letzten Kapitel könnte vielleicht noch heute Beachtung verdienen: sein Hauptingredienz ist die Rinde des Weißdorns (*mospilus s. crataegus oxyacantha*).

Am wichtigsten für die Gegenwart scheint das zweite Buch zu seyn und verdient wohl durch eine deutsche Uebersetzung allgemein zugänglich gemacht zu werden, denn was dem Philologen mit sieben Siegeln verschlossen bleibt, kann dem Praktiker einen glücklichen Anstoß zu weiteren Entdeckungen geben. Von der Construction der verschiedenen Oefen beginnend, erläutert uns Theophilus mit hinlänglicher Ausführlichkeit und Genauigkeit die Bereitung, Färbung und Verarbeitung des Glases und die Glasmalerei.

Im dritten Buche endlich behandelt er die Verarbeitung der edlen Metalle und verbreitet sich besonders weitläufig über die Anfertigung der Kirchengefäße. Aus dem letzten Kapitel lernen wir, daß die ältesten Orgelpfeifen aus reinem Kupfer bestanden, welches so dünn getrieben wurde, daß man die Spuren eines Nageldrucks auf der anderen Seite erkennen konnte.

Ein einziges Mal nur hat sich der Mönch von dem Aberglauben seiner Zeit hintergehen lassen. Weil auf die Sache, um welche es sich handelt, von den Schriftstellern des Mittelalters sehr oft angespielt wird und der Bericht des Theophilus sich auch hier durch Ausführlichkeit und Genauigkeit auszeichnet, scheint es uns angemessen, denselben hier aufzunehmen. „Es giebt auch ein Gold, welches spanisches Gold heißt und aus rothem Kupfer, Basillienpulver, Menschenblut und Essig gemacht wird. Die Heiden, deren Geschicklichkeit in dieser Kunst nicht zu verachten ist, schaffen sich Basillien auf folgende Weise. Sie haben unter der Erde ein Gemach, dessen Decke, Fußboden und Seiten aus Steinen bestehen, mit zwei so kleinen Fensterchen, daß man kaum

etwas durch sie sehen kann. In dies Haus setzen sie zwei, zwölf bis funfzehn Jahr alte Hähne und geben ihnen hinlängliches Futter. Wenn diese nun fett geworden sind, so paaren sie sich wegen der durch das Fett erzeugten Wärme und legen Eier. Ist dies geschehen, so nimmt man die Hähne heraus und läßt die Eier durch Kröten ausbrüten, die man mit Brod füttert. Wenn die Eier ausgebrütet sind, so kriechen junge Hähne aus, welche gerade wie die Küchlein der Hühner aussehen; aber nach zehn Tagen wachsen ihnen Schlangenschwänze, und wenn der Boden des Gemaches nicht von Stein wäre, so würden sie alsbald in die Erde kriechen. Um dies zu verhüten, haben die Wächter derselben eiserne, runde, auf allen Seiten durchbohrte Gefäße von großer Weite, deren Oeffnungen verschlossen werden können. In diese Gefäße stecken sie die jungen Thiere hinein, verschließen die Oeffnungen mit kupfernen Deckeln und vergraben sie unter die Erde; und von der durch die Löcher hineinfallenden feinen Erde nähren sich die Thiere sechs Monate lang. Darauf decken sie sie wieder auf und zünden ein reichliches Feuer an, bis die Thiere innen vollständig verbrannt sind. Ist es wieder abgekühlt, so nehmen sie sie heraus und zerreiben sie sorgfältig und fügen ein Drittel Blut eines rothen Menschen hinzu, welches Blut ebenfalls getrocknet und zerrieben worden ist. Diese beiden vermengten Pulver werden mit schwarzem Essige in einem reinen Gefäße eingerührt; darauf nehmen sie dünne Plättchen vom reinsten rothen Kupfer, streichen die Mischung von beiden Seiten darauf und stecken sie ins Feuer. Wenn sie glühend geworden sind, ziehen sie sie heraus, löschen sie in derselben Mischung ab und waschen sie, und fahren so lange damit fort, bis die Mischung das Kupfer durchfrisst und dies die Schwere und Farbe des Goldes annimmt. Dieses Gold eignet sich zu allen Arbeiten.“ J. 3.

### Mannigfaltiges.

— Der Calas'sche Prozeß. Von einem hochstehenden Rechtskenner und richterlichen Beamten geht uns in Bezug auf die in Nr. 148 des Magazins von 1844 enthaltene Mittheilung über eine neue Revision des Jean Calas'schen Prozesses folgende dankenswerthe Notiz zu: „Dem singulären Urtheil des Herrn Mary Lafon über den Kriminal-Prozeß gegen Calas tritt eine bedeutende Autorität entgegen, nämlich der General-Prokurator Plougoulm bei dem Appellationshofe zu Rennes, welcher früher in gleicher Eigenschaft bei dem Appellationshofe zu Toulouse \*) stand. Dieser hielt nach den Ferien Anfangs November 1844 vor dem Appellationshofe zu Rennes eine Rede, welche die Fortschritte in der Kriminal-Prozedur zum Gegenstande hatte. Er gedachte darin auch jenes famösen Prozesses und sagte: „„Er habe die Akten der Prozedur gegen die Familie Calas in Händen gehabt und genau examiniert, darin aber auch nicht eine Spur von Beweis gefunden.““ Auch er schreibt dem Fanatismus den Justizmord zu. — Diese Rede findet sich in der Gazette des Tribunaux, 19ter Jahrgang Pag. 45.“

— Die Bauern, von Balzac. Herr v. Balzac, der lange nichts von sich hören ließ und der über die Erfolge Eugen Sue's ganz schweigsam geworden zu seyn schien, hat einen neuen Roman geschrieben: „Les Paysans“, in welchem er seinen berühmten Nebenbuhler in der Schilderung sozialer Zustände und Mißstände zu überbieten sucht, wenn auch von einem total entgegengesetzten Standpunkt ausgehend. Es ist dies freilich auch ein Roman von der modernsten Manier, der in einzelnen Absätzen erscheint und von dem sich nicht voraussehen läßt, wann oder wie er eigentlich schließen wird, eine von den tausend Scenen des menschlichen Drama's, das diesmal auf dem Lande spielt und das Verhältniß der Bauern zur übrigen Gesellschaft schildern soll. Ueber die Handlung wollen wir nicht reden; dieselbe wird sich erst in den späteren Lieferungen entwickeln, aber die Tendenz ist klar. Der Roman ist hervorgegangen aus dem Haß gegen die herrschenden Sitten und Ideen, gegen die Gesellschaft, wie sie jetzt in Frankreich besteht. Doch der Haß des Herrn von Balzac ist ein affektirter, und wenn er die Bauern mit den gräßlichsten Farben schildert, so hat der Schriftsteller der Welt nur ein Uebel angedichtet, weil ihm ein solches nöthig war, um ein Buch zu schreiben. Die Verleumdungen des französischen Landvolkes, die hier niedergeschrieben sind, lassen sich als solche auf den ersten Blick erkennen. Der Großvater einer Bauernfamilie, in der doch andere Menschen eher die tugendhafte Einsicht früherer Jahrhunderte suchen würden, ist ein schurkischer Bettler, die Großmutter stiehlt Holz in den herrschaftlichen Forsten, der Vater ist Wilddieb und hält eine Kneipe, in der er mit der Frau gemeinschaftlich die Kunden betrügt, die Töchter verkaufen sich an Lakaien und berauben sie, die Enkel wissen zu zwölf Jahren, daß sie die Ehre haben, Bastarde zu seyn, und dadurch, man weiß nicht recht wie, zu dem Glücke kommen, einst vom Militairdienst befreit zu werden. Und dies sind keine Ausnahmen, dies ist die Bauernfamilie par excellence bei Herrn v. Balzac, der aller derer nicht gedacht hat, die im Bauernhaus geboren sind und sich noch mit Liebe seiner erinnern, oder deren Väter in Mittel und Holzschuhen nach den Städten kamen und dort die Gründer angesehenen Familien wurden. Merkwürdig bleibt nur, wie Herr v. Balzac geglaubt hat, das Publikum werde seinem Buche zu Liebe alle Erfahrungen vergessen, die es täglich macht.

\*) wo Calas verurtheilt wurde.